

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 7

Artikel: Bande des Blutes : ein Roman [6. Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

6. Fortsetzung.

9.

Als er in der Villa oben am Berge erschien, wurde er feierlich empfangen. Es war ein Samstagnachmittag, an dem der Direktor auch zu Hause war. Der Vater wurde gleich ins Kinderzimmer geführt, Marieli war vom Mittagsschläfschen erwacht, und er näherte sich dem Bettlein. Das Mägdlein schaute ihn seltsam an. Was war das? Kannte es ihn nicht mehr recht? Verständlich wär's gewesen, denn stets hatte es Frau Ursula um sich, Schwester Fränzi und Gritli, und abends spielte Direktor Haller mit ihm. Das waren ihm vertraute Gesichter geworden, und das Bild des Vaters war in den Hintergrund gerückt. Es brauchte ihn auch nicht mehr. Denn alles, was es wünschte und wollte, wurde ihm durch die Leute in der „Sonnhalde“ gereicht und getan. Sein Schwesterchen Liseli hatte es ganz aus dem Sinn verloren.

Nun setzte man sich ins Wohnzimmer und gab sich einer angeregten Unterhaltung hin.

„Jetzt haben wir Ihr Marieli schon bald ein halbes Jahr“, bemerkte einmal der Direktor.

„Es war eine schöne Zeit“, fuhr Frau Ursula weiter. „Sie sehen, wie das Kindlein sich wohl befindet. Wie geht's übrigens zu Hause?“

Der Wirt zögerte mit seiner Antwort. „Es wäre schon recht“, sagte er jetzt, „wenn Madle nicht kränkelte.“

„Sie fühlt sich nicht wohl?“

„Es ist auf einmal nicht mehr das gleiche wie früher. Sie verliert an Kraft und Gedanken. Immer vergift sie etwas, und das rächt sich beim Kochen.“

„Ist sie sich der Lage bewußt?“

„Gewiß! Sie klagt jeden Tag, schüttelt den Kopf und sagt: Mit mir geht's abwärts. Und die Schmerzen, die Schmerzen im Rücken!“

„Was ist's?“

„Wir haben noch keinen Doktor geholt. Sie wehrt sich und meint, es müsse von selber wieder

kommen. So leidet der Haushalt und die Wirtschaft erst recht. Und die Gäste merken's. Die einen halten sich still. Die Ungeduldigen und Unzufriedenen reklamieren. Es gibt viel Unzufriedenheit, und auf niemanden wagt man die Schuld zu laden. Denn wahrlich, Madle hat im „Nebstock“ in den langen Jahren ihre Sache geleistet. Die Justine hätte einen Triumph, wenn sie manchmal im Gange stünde und die Verwirrung sähe, in die wir geraten sind.“

„So wäre Euch auch jetzt noch Marieli im Weg?“ erkundigte sich Frau Ursula.

„Wir hätten Mühe, so ein kleines Kindlein im Hause zu haben, ohne daß in seiner Pflege etwas versäumt würde.“

„Und wir hätten Mühe, es wieder fortzugeben“, fuhr die Frau Direktor fort, und ihr Mann nickte ihr beifällig zu. „Das ist es auch, was wir heute mit Ihnen besprechen möchten.“

Klaus Steffen war vor eine schwere Frage gestellt. Es handelte sich also jetzt nicht wie das erste mal, für kürzere Zeit Marieli aus dem Hause zu geben. Direktors rechneten damit, es für immer zu behalten.

Der Wirt hatte Mühe, ins Klare zu kommen. Er sah, wie gut sich Direktors in ihre Elternrolle eingelebt hatten, und er begriff, daß sie als kinderloses Ehepaar nach so einem Kindlein Heimweh empfanden.

Robert Haller unterbrach eine längere Stille mit der bedeutungsvollen Bemerkung: „Wir tragen uns mit dem Plane, das Mägdlein später zu adoptieren, das heißt, natürlich nur, wenn wir Ihr volles Einverständnis bekommen.“

Der Gedanke überraschte Steffen nicht zu sehr. Was er bis jetzt gehört und gesehen, deutete diese Richtung der Entwicklung an. In glänzende Verhältnisse träte Marieli ein, und Tausende betrachteten diesen Lauf der Dinge als einen ungewöhnlichen Glücksfall.

Und seine verstorbene Frau Emma, was sagte sie dazu?

Als Halbwaislein wäre Marieli noch auf Jahre hinaus ein verlorenes Pflänzlein.

Und Liseli? Es gab Arbeit genug. Jetzt fiel dem Vater auf einmal ein: in den letzten Wochen hatte es nur noch selten nach Marieli gefragt. Es hatte mit seiner Puppe gespielt und sich im Freien getummelt, war in den Stall und in den Schopf gesprungen, und nur ein einziges Mal hatte es sich nach seinem Schwesterlein erkundigt.

„Wir wollten Marieli dann ganz für uns haben“, erklärte der Direktor. „Es trüge unsern Namen und wüßte von nichts anderm, als daß es in unserm Haus geboren sei. Es ginge in der Stadt zur Schule, und daß in seinem Köpflein keine Verwirrung entstünde, sagten wir ihm nichts vom „Rebstock“, von seinem wirklichen Vater, von der bei seiner Geburt verstorbenen Mutter, nichts von seinem Schwesterchen Liseli und seiner Herkunft vom Land.“

Klaus Steffen erhob sich. Im Zimmer auf- und abgehend hoffte er schneller zu einem Ziele zu kommen. An sich, an sein Haus, an Marieli und an Direktors mußte er denken. An wen am meisten? Sicherlich an Marieli! Denn sein Schicksal stand auf der Schwebel. Vielleicht war der Entscheid jetzt weniger bedeutsam. Aber nach fünfzehn, nach zwanzig Jahren, wenn es das Töchterlein des Bankdirektors Haller war, wog das mehr, als wenn es im „Rebstock“ aushalf, jedem Fuhrmann einen Dreier in den Garten stellte und sich ein paar ungewaschene Worte gefallen lassen mußte. Es konnte, wenn es Lust dazu verspürte, in der Stadt höhere Schulen besuchen, was ihm von seinem Dorfe aus schwerer fiel. Und was stünde ihm alles offen, dem einzigen Töchterlein Direktor Hallers!

Und doch, es war nicht leicht, zu einem Entschlusse zu kommen. Marieli war sein Fleisch und Blut, und hatten nicht diese und jene Leute schon behauptet, es sähe ihm ähnlich, wenigstens viele Züge seien da, die auf ihn wiesen, und andere wieder auf die Mutter. Und es würde ganz seiner Familie entfremdet.

Und Base Justine, die Gotte, was für Bemerkungen machte sie? — Ach was, Justine! Auf diese brauchte er am wenigsten Rücksicht zu nehmen. Sie hatte, als das Mägdlein noch oben im „Rebstock“ war, sich kaum um Marieli ge-

kümmert. Mit viel andern Dingen beschäftigte sie sich, und zu viel mit solchen, die ihr gar nicht zukamen.

Bei wem sollte er sich beraten? Etliche Namen flogen ihm durch den Kopf, und doch befand sich keiner darunter, von dem er sich entscheidend beeinflussen ließ. Er mußte selber wissen, wie er's halten wollte.

In seinem Gang durch die Stube hielt er inne. Jetzt stellte er sich ans Fenster und blickte nach der Stadt. Aber er sah sie nicht. In ihm rumorten die Bemerkungen des Direktors. Marieli sollte nie etwas vom „Rebstock“ zu wissen bekommen! Von einem Geheimnis war es umgeben. Man schwieg sich aus über ihn, den Vater, über sein wirkliches Vaterhaus, das sich zeigen lassen durfte, über Liseli, sein einziges Schwesterchen, und Direktor Haller und Frau Ursula gab es die liebsten Anrufe, mit denen ein Kind seinen Eltern entgegenspringt: Papi, Mami!

Schwester Fränzi trug das Mägdlein in die Stube. Es lachte Frau Ursula an und streckte ihr seine Händchen entgegen.

Klaus Steffen war, als hätte er sein Kindelein jetzt schon verloren. Hatte er nicht vorhin die Antwort auf all seine Fragen bekommen? Er wandte sich dem Direktor zu und entschloß sich schweren Herzens: „Lassen Sie aus Marieli ein gutes Menschenkind werden! Nein, ich möchte nicht erleben, daß es mir eines Tages sagte: Vater, du hast mir vor der Sonne gestanden!“ Und ganz für sich ergänzte er: Es kommt in glänzende Verhältnisse. Aber was bedeuten sie? Das wirkliche Glück ist etwas ganz anderes. Und wer kennt, wer findet es?

Direktors nahmen die Äußerung Klaus Steffens als Einverständnis zu ihrem Plane. Frau Ursula streckte ihm die Hände entgegen: „Wir danken Ihnen, daß Sie uns so gut verstehen!“ und der Direktor fügte bei: „Ihr Entschluß soll Sie nicht gereuen. Wir geben Ihnen noch einmal die Versicherung ab, daß wir alles tun werden, was zum Wohle Marielis dient, und Sie werden erfahren, daß wir keine leeren Worte gesprochen haben.“

Es war später geworden, als der Wirt gewollt hatte. Aber so eine bedeutungsvolle Angelegenheit wollte reiflich erwogen sein. Was sagte er

jetzt, wenn er nach Hause kam? Vorerst noch nichts. Er bereitete seine Leute langsam vor, und am besten: Man sprach nicht zu lange darüber, und die Zeit half mit, die Monate und Jahre mit neuen Ereignissen auszufüllen.

„Soll ich Sie im Wagen nach Hause führen?“ fragte der Direktor.

Klaus Steffen lehnte ab. „Ich habe in der Stadt noch zu tun“, wich er aus. Dann legte er den Weg zu Fuß zurück, wie selbes Mal, da er innerlich mit der ersten Anfrage des Direktors sich auseinanderzusetzen hatte.

10.

Den Leuten im „Rebstock“ fiel es auf, daß Klaus Steffen nicht war wie sonst. Er lief durchs Haus, ohne zu wissen, was er gewollt hatte. Er ging in den Stall hinüber, sprach mit den Knechten, brach aber ab, ohne fertig geredet zu haben. Dann stand er im Garten, begrüßte einen Gast und gab eine Anordnung an Züseli weiter.

Was hatte er nur?

So war er noch nie gewesen. Wenn man ihn fragte, versicherte er, es sei alles in Ordnung, er hätte an mancherlei zu denken. Der „Rebstock“, die Landwirtschaft, der Viehhandel, ein Bauer, an dem er verlieren müsse, und die Megg, die ihre Aufmerksamkeit verlange, das sei genug.

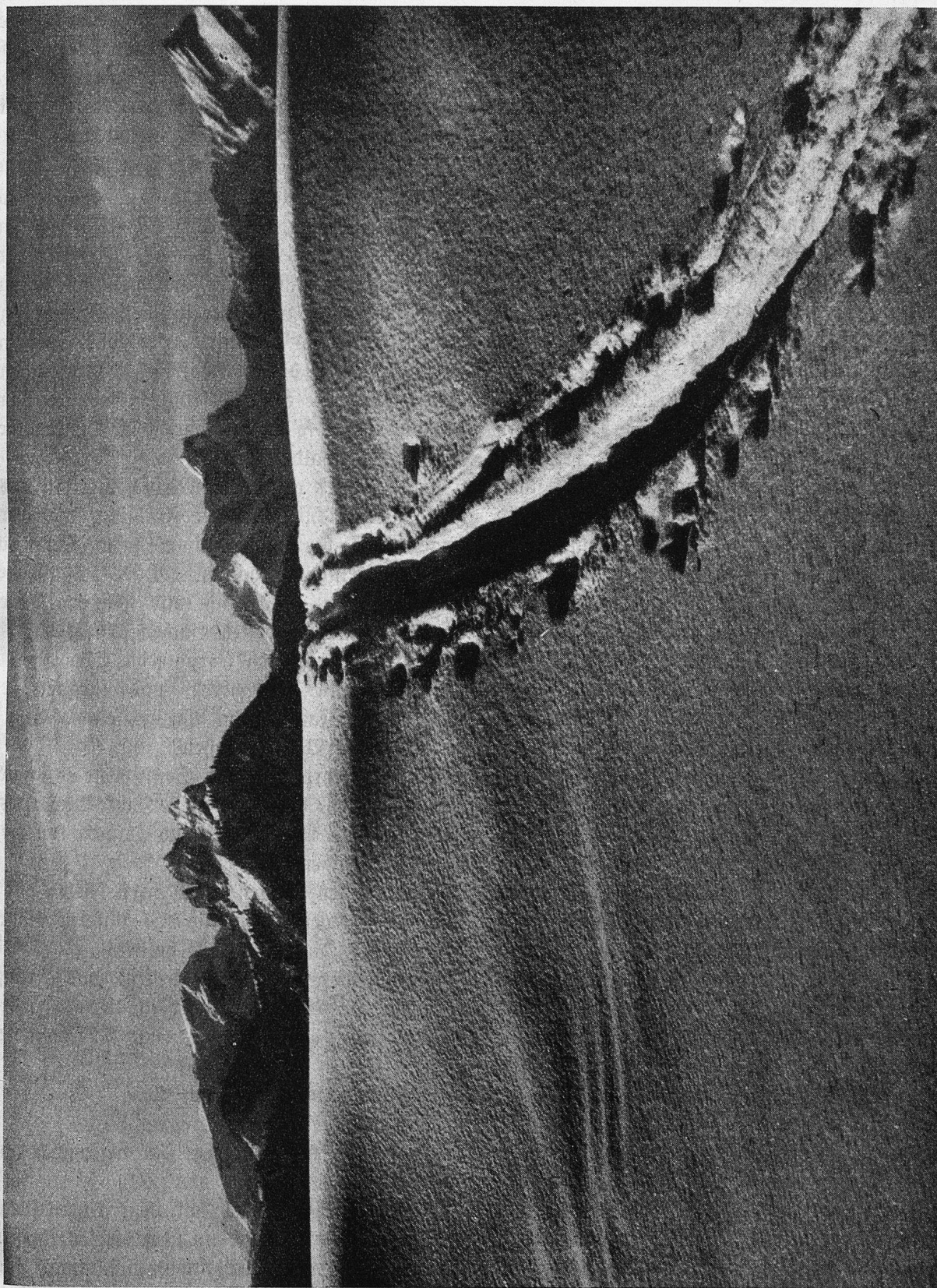
Wenn er unterwegs war, zu Fuß oder in der Bahn, flog ihn der Gedanke an: Marieli! Ei, das bekam es gut! Töchterlein des Bankiers Haller! So eine Stellung könnte er ihm nicht verschaffen. Wie es wohl ausfiel, wie es sich entwickelte? Wenn es die Art der Mutter geerbt hatte, wurde der Frohsinn in ihm Meister. Sinn und Begabung für Musik hatte sie besessen und eine gute, wenn auch nicht geschulte Stimme. Mit ihren Liedern riß sie eine ganze Gesellschaft in die lauteste Fröhlichkeit hinein. Wie war ihr zugejubelt worden, wenn sie jeweilen anhub: O han es Hüslü nett und blank! In so einem Haus am sonnigen Berg saß nun auch Marieli. Aber bald gehörte es nicht mehr ihm. Einen andern Namen bekam es, und vom „Rebstock“ sollte es nie etwas erfahren! Solche Umstände fielen schwer ins Gewicht. Freilich, das Mägdlein vermißte seine alte Heimat nicht. Es hatte noch nicht Be-

sitz von ihr ergriffen, und jetzt schon war es in der „Sonnhalde“ mehr daheim als bei ihm. Hatte es nicht Mühe gehabt, ihn bei seinem letzten Besuch in der Stadt zu erkennen? Frau Ursula streckte es die Händchen entgegen und Schwester Fränzi. Und er? Er war ihm schon ein fremder Mann geworden! Nun denn! Das Schicksal sollte seinen Lauf nehmen. Niemand wußte, was es im Sinne hatte. Mochte es Marieli gewogen sein! Der Mutter und ihm hatte es ein schwarzes Los gezogen. — — —

Seitdem Klaus Steffen das letztemal in der „Sonnhalde“ gewesen war, hatte sich in diesem Haus eine Wandlung vollzogen. Ein Schatten war gewichen, der noch in einem Winkel des Hauses gelauert hatte. Jetzt wußten Direktors, daß sie ihr Marieli nicht mehr in den „Rebstock“ zurückbringen mußten. Es gehörte ihnen, für jetzt und alle Zeit. Mit vermehrter Liebe, soweit das noch möglich war, umgaben sie es, und sie erlebten von Tag zu Tag die Freude, daß es größer wurde und ihnen immer deutlichere Zeichen der Anhänglichkeit gab.

Es war schon nicht mehr einzig auf sein Bettlein und die Arme von Schwester Fränzi angewiesen. Wie ein Schnecklein arbeitete es sich über den Boden hin und empfand eine mächtige Freude, vom Kinderzimmer in die Stube zu krabbeln, unter dem Tische durch und nach der Ecke, in der Papi die Zeitung las. Wirklich, dieses Wörtlein brachte es auch schon über die Lippen, so gut wie Mami, und auch Fränzi hätte es gerne gerufen. Aber das war noch zu schwer, und ein paar verstümmelte Laute brachen hervor, die nur die Leute verstanden, die bald wußten, wer gemeint war.

Seltsam, wie die Wochen dahineilten. Der Winter hatte Reißaus genommen. Der Frühling war eingezogen. Ein warmes Lüftchen lockte die Blumen aus dem Boden, und wenn der Föhn aus dem Süden daherblies, brachte er schon sommerliche Temperaturen. Die Schwester durfte es wagen, mit Marieli ins Freie zu gehen. Sie schob das Wägelchen durch den Garten, und da er von schön geschlungenen Wegen durchkreuzt war, gab es Abwechslung genug: einen Besuch im lattengezimmerten Häuschen, an dem die grünen Blätter sich öffneten, einen Gang um den Spring-



Frohe Fahrt im neuen Jahre!

Nr. 65169/20 BRB. 3. 10. 39

brunnen, der in dünnen, hoch aufsteigenden Strahlchen, die sich geschäftig drehen, ein Körbchen bildete, und auch im kleinen Wäldchen hielten sie sich auf, das von einer Gesellschaft statlicher Tännchen gebildet war.

An ganz schönen Tagen schlüpfte Schwester Fränzi mit dem Wägelchen durchs Gartenpförtchen und spazierte am Berge hin, durch angenehme Straßen, die die gleiche Höhe innehielten und durch Alleen, durch deren Stämme und Laubwerk man hinunter auf die Stadt sah, auf den See und den gegenüberliegenden Höhenzug. Auch den „Rebstock“ erkannte man, wenn man wußte, wo er lag. Aber der hatte für Marieli keine Bedeutung, durfte keine Bedeutung haben und bekommen!

Wenn sie eine schöne Strecke Weges zurückgelegt hatten, hob die Schwester das Mägdlein manchmal empor und setzte es auf den Boden. Dann eilte es davon. Poß tausend, wie es schon gehen konnte! Es sprang Fränzi voraus und wollte um seiner Leistung willen gerühmt sein. Alsobald kehrte es lachend zurück, hielt sich am Wagen fest und schob ihn lachend vor sich her. Immer besser und länger marschierte es ohne die Hilfe Fränzis. Es verursachte überhaupt der Schwester keine besondere Mühe. Die ganze Nacht schlief es durch, und als es die Beschwerden des Zahnens überwunden hatte, versiegten die Tränen vollends, und eine Fröhlichkeit brach durch, die das ganze Haus in ihren Bann zog. Es lachte, wenn es erwachte und lachte, wenn es angezogen wurde. Und wenn Frau Ursula ins Kinderzimmer trat, lachte es sie an, rief „Mami!“ und war stolz auf seine niedlichen Strümpflein und Röcklein. Beim Waschen spielte es mit dem Wasser, flotschte und spritzte nach Herzenslust und hatte es eilig, an den Frühstückstisch zu kommen. Der Bärli, sein lieber Kumpan, mußte mit. Es setzte ihn neben sich auf den Tisch und reichte ihm ein Löffelein von seiner Milch.

Wo war der Papi?

Schon längst ins Geschäft gegangen! Wenn der Direktor dann um die Mittagszeit nach Hause kam, wartete es an der Türe oder rannte ihm im Garten entgegen. Er schwang sein Mägdlein hoch auf und setzte es auf seine Schultern. So hielten sie zusammen oben im Gang Einzug.

Mami half ihm herunter, und sie verbrachten gemeinsam eine vergnügte Mittagspause. Direktor Haller erholte sich. Denn meist hatte er einen strengen Morgen hinter sich. Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten aller Art hatten sich gehäuft. Da tat ein so frohgemutes Mägdlein wie Marieli unendlich wohl und zerstreute allen Nebel, der in seinem Kopfe drückte und schwer machte.

Und die Monate jagten sich. Mit ihnen machte Marieli Fortschritte, und jeder Tag brachte eine neue Überraschung. Ein neues Wörtlein war hinzugekommen. Das Kindlein wurde ein Plappermäulchen, das immer eine ungewöhnliche Frage bereit hatte oder mit einer lustigen Beobachtung aufwartete. Was doch alles trieb und durcheinanderwirbelte in diesem Köpflein! Ohne Arg und Absicht sprudelte es seine krausen Gedanken heraus und wurde so zum ahnungslosen Spaßmacher in der „Sonnhalde“.

Eines Tages aber war Marieli wie ein ausgeblasenes Lichtlein. Aller Frohsinn war verflogen. Es lachte nicht mehr und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. „Müde“, klagte es. Es trank seine Milch nicht und ließ den Teller unberührt mit den besten Sachen stehen.

„Tut dir etwas weh?“ fragte die Schwester.

Frau Ursula eilte herbei und fürchtete, es könnte eine Krankheit im Anzuge sein.

„Willst ins Bettlein gehen?“

Marieli wehrte sich nicht. Sonst hatte es immer warten wollen, bis Papi nach Hause kam. Jetzt fielen ihm die Auglein zu, und Tränen kollerten über die Wangen.

„Wir müssen schauen, ob Marieli Fieber hat“, sagte die Schwester und trug das gläserne Röhrlein mit der Quecksilbersäule herbei.

Marieli ließ mit sich geschehen, was Fränzi vornahm. In Angsten stand Frau Ursula neben ihr und war begierig, was das Thermometer zeigte.

Die Pflegerin wandte sich ab.

„Wieviel ist?“

„Ich kann's nicht glauben. Ich messe noch einmal.“

Die Frau Direktor fuhr mit dem rechten Zeigefinger dem kranken Kindlein über die feuerheißen Wangen. „Wenn's nur nichts Schlimmes ist!“ klagte sie.

„39!“ sagte jetzt die Schwester.

Frau Ursula erschrak. Da müssen wir einen Doktor holen.“ Sie ging in die Wohnstube hinüber und läutete dem nächsten Kinderarzt. Gottlob! Doktor Ritzler war daheim. Er wollte ungesäumt kommen.

Als ob es ihr eigen Kindlein gewesen, war die Frau Direktor von Ungeduld erfüllt. Sie stürmte durchs Haus, stand still und lauschte in den Gang hinaus, ob sie Tritte höre. Umsonst!

Doch, jetzt!

Aber es war der Direktor. Er merkte gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. „Wo ist Marieli?“

„Wir haben's ins Bettlein tun müssen. Es hat Fieber, hohe Fieber! Denk dir, neununddreißig! Und Doktor Ritzler wird gleich da sein.“

Der Direktor hastete ins Kinderzimmer hinüber und schaute nach Marieli. Es rührte sich kaum. Und sonst, was hatte es für Freude gehabt, Papi guten Abend zu sagen. Es mußte schon schlimm sein, daß es so dalag und kein Späßlein wußte. So hatte er's noch nie gesehen.

Nun trat noch Gritli herbei und fragte es: „Was soll ich dir kochen? Sag, was gelüstet dich?“

Marieli schüttelte den Kopf.

„Den Appetit hat es auch verloren!“ klagte Frau Ursula.

„Es ist am besten, wir lassen's ein Weilchen allein,“ schlug Schwester Fränzi vor. „Vielleicht findet es den Schlaf, und am Morgen ist alles wieder gut. Kinder haben so schnell Fieber. Ich kenne das.“

Direktors beruhigten sich. Sie zogen die Türe hinter sich zu und setzten sich in der Stube. Die Schwester und Gritli folgten ihnen.

Nach ein paar Minuten läutete es.

„Der Doktor!“

Gritli eilte hinaus, um ihn zur kleinen Patientin zu führen. Frau Ursula begleitete ihn.

Die Untersuchung nahm längere Zeit in Anspruch. Doktor Ritzler kam nicht ins Klare. Er schüttelte den Kopf und schaute in Gedanken versunken vor sich hin. Manche Vermutungen stritten widereinander. „Ich muß morgen noch einmal kommen“, bemerkte er. „Bis dann erhalte ich ein besseres Bild.“ Während er sich verab-

schiedete, gab er Schwester Fränzi ein paar Winke, was fürs erste und auf alle Fälle anzuordnen war.

Schweren Herzens setzten sich Direktors zu Tisch. Wie schnell hatte die frohe Stimmung in der „Sonnhalde“ ins Gegenteil umgeschlagen!

Schwester Fränzi wachte bei Marieli. Es weinte, war unruhig und warf die Decke von sich. „Papi“ und „Mami“ rief es und wußte es kaum. Dann schlummerte es ein Weilchen und rührte sich wieder.

Das war eine lange Nacht.

Am Morgen hatte sich nicht viel geändert. Die Fieber waren um etliche Grade gewichen. Und doch, die Lippen Marielis brannten.

„Durst!“ jammerte es.

Fränzi kam mit einer Tasse Tee und reichte ihm Löffel um Löffel.

Frau Ursula war unglücklich. Sie hoffte auf einen guten Bericht des Doktors.

Als er auch jetzt noch nicht wußte, was es sein könnte, fragte sie: „Wollen wir einen Professor zu Rate ziehen?“

Doktor Ritzler wehrte ab.

Aber andern Tags fand er, es wäre doch gut.

Der Professor gab der Krankheit einen langen, lateinischen Namen und meinte, die Milch könnte schuld gewesen sein. Der Fall sei nicht ungefährlich und werde längere Zeit in Anspruch nehmen.

Und er hatte recht. Die Fieber wollten nicht weichen. Der Appetit kehrte nicht zurück, auch wenn sich Gritli die größte Mühe gab, Marieli die besten Süpplein zu kochen. Nach einem Löffel schob es den Teller von sich und sagte: „Genug!“

Frau Ursula bangte um ihr Mägdlein. Auch der Direktor blieb in Angsten. Einmal fürchtete der Doktor, das Fieber treibe einer Krise zu.

Eine neue Frage tauchte auf. Der Direktor berührte sie. „Sollen wir Bericht geben in den „Rebstock“, daß sie wissen, wie's steht?“

„Tu's nicht!“ riet Frau Ursula, „sonst fangen sie auch an, Angst zu haben.“

„Wir werden doch müssen“, meinte Robert Haller, „nicht daß sie es von anderer Seite erfahren.“

„Seltsam müßte das zugehen.“

So wartete man.

Und wieder war eine Woche verstrichen.

Da läutete an einem Nachmittag die Hausglocke.

Gritli sprang hinunter und führte eine ältere Dame herauf, ein altmodisches Wesen, das in alle Winkel schnupperte und sagte, es möchte Marieli besuchen. Jetzt, als sie oben in der Stube stand, gab sie ihren Namen bekannt. Böldsterli heiße sie und sei Marielis Gotte.

Frau Ursula erschrak. Das war also die Base Justine. Viel hatte sie von ihr erzählen hören, und nicht viel Rühmliches. Klaus Steffen, der Wirt, hatte manches Stücklein von ihr berichtet. Wie hatte diese den Weg in die „Sonnhalde“ gefunden?

Eine ganze Leidensgeschichte begann sie zu erzählen und stellte sich als das Opfer ränkesüchtiger Frauen hin. Niemand habe zum Rechten geschaut, und der, der am ehesten dazu berufen gewesen wäre, habe nicht auf ihren guten Rat gehört.

Als die Geschichte so weit gediehen war, kehrte der Direktor heim. Er trat in die Stube und erkannte den Besuch auf den ersten Blick.

Dann fuhr die Base aufgeregt in ihrem Berichte weiter. Erst vor wenigen Tagen habe sie vernommen, daß Marieli nicht mehr daheim sei. Als Gotte habe sie Anrecht, ja die Pflicht, nach ihm zu schauen. Wo es denn sei, und wie es ihm gehe?

„Marieli ist krank“, rückte Frau Ursula kleinlaut heraus.

„Darf ich es sehen?“

„Es schläft“, wehrte Schwester Fränzi ab.

Justine war ungehalten. Ihre Lippen zuckten. Sie schimpfte über den „Rebstock“, über Klaus Steffen und der Reihe nach über alle, die dort aus- und eingingen.

„Nicht so laut!“ ermahnte sie der Direktor.

Eine peinliche Stille entstand. Hilflos schaute sie in der Stube umher und spitzte die Ohren. Von Marieli kam kein Laut. Jetzt merkte sie, daß ihres Bleibens hier nicht war. Sie erhob sich umständlich, murmelte undeutliche Worte vor sich hin und schickte sich an zu gehen. Man hielt sie nicht auf. Sie legte sich schon eine Predigt zurecht, die sie in den nächsten Tagen im „Rebstock“ halten wollte. Wie ein unheimlicher Schatten verließ sie das Haus.

Direktors atmeten auf.

Nach einer Woche kam ein Brieflein von Klaus Steffen in die „Sonnhalde“ geflogen. Der Vater erkundigte sich nach Marieli.

Zum Glück konnte Frau Ursula ihm gute Botschaft geben. Das Mägdlein befand sich auf dem Wege der Besserung. Es erholte sich von Tag zu Tag. Als es das erstemal aus vollem Halse lachte und man bemerkte, daß die alte Fröhlichkeit sich wieder einstellte, wich der Alp, der über dem ganzen Hause gelastet hatte.

Der Sommer zog ins Land.

Und die Sonne war wieder Meister, in der Stadt, ringsum, und am hellsten triumphtierte sie in den Herzen der Sonnhaldenleute.

(Fortsetzung folgt.)

Silvester

Maria Luz-Gantenbein.

Vergangnes Jahr, bracht's Glück, war's Leid?

Trag still das Herz, es weiß Bescheid.

So, wie die Zeiten gehn und kommen,
wird uns gegeben und genommen.

Doch fällt nie mehr auf einen Tag,
als er zu tragen auch vermag.